

CHRISTINE LYNN HERMAN

FOUR KEYS

DIE STADT IM SCHATTEN

ROMAN

dtv
DIGITAL



und schluckte den letzten Bissen Hähnchenbrust mit Parmesan hinunter.

Da war einmal der blonde, gut aussehende, selbstbewusste Justin. Und dann der Leser, der sich betont zurückgehalten hatte. Trotzdem waren die Blicke beider irgendwie erwartungsvoll gewesen.

Im Grunde war es ihr egal, was die zwei von ihr wollten. Sie hatte sich nie viel aus Freunden gemacht, aus Freundinnen auch nicht. Klar hatte sie sich schon mal in jemanden verliebt, hatte sich sogar vor ein paar Jahren Rosie gegenüber als bisexuell geoutet, aber Dates waren einfach nicht ihr Ding. Ihre Schwester und ihr Klavier hatten ihr völlig gereicht und die wenigen, nicht sehr engen Freundschaften waren nach Rosies Tod auseinandergegangen, weil die anderen nicht wussten, wie sie mit Violets Trauer umgehen sollten. Dass sie nächste Woche in einer neuen Schule anfangen musste, wäre ihr schwerer gefallen, wenn sie in Ossining jemanden zurückgelassen hätte, an dem ihr etwas lag.

Plötzlich fiel Violet ein, dass sie schon fast einen ganzen Tag nicht gespielt hatte. Es hatte lange gedauert, den Umzugswagen auszuladen, und war superanstrengend gewesen. Als Violet endlich losgezogen war, um etwas zu essen aufzutreiben, hatte sie ihre Kisten gerade mal nach oben in ihr neues Zimmer geschleppt. Die übrigen Kartons standen noch alle im Erdgeschoss, aufgereiht wie Wachposten. Violet ging an ihnen vorbei in das Zimmer, in dem sie vorhin ein Klavier erspäht hatte.

Im Gegensatz zu ihren Verwandten konnte sich Violet nicht für Tierpräparate begeistern. Als sie den Klavierdeckel aufklappte, mied sie die Glasaugen der drei Rehbockköpfe an der Wand. Die Elfenbeintasten dagegen lächelten sie einladend an – endlich etwas Vertrautes in der neuen Umgebung.

Kaum hatte sie die Finger auf die Tasten gelegt, durchströmten sie Erleichterung und Vorfreude. Überall, wo sie spielen konnte, fühlte sie sich zu Hause. Das war schon seit ihrer ersten Klavierstunde mit vier Jahren so. Man hatte sie jedes Mal aus dem Haus der Lehrerin schleifen müssen, weil sie strampelnd darum bettelte, noch ein bisschen länger herumklimpern zu dürfen.

Probehalber spielte sie eine Tonleiter. Zu ihrer Überraschung war das Instrument gestimmt. Vielleicht spielte Daria ja darauf. Auch die Raumakustik war recht gut, und kurz darauf war Violet in Bachs *Präludium und Fuge Nr. 6 in d-Moll* versunken.

Nach Rosies Beerdigung hatte sie nicht mehr regelmäßig gespielt. Zwar gab es zwischendurch auch gute Tage, aber meistens schwamm die Musik nur unerreichbar in ihrem Kopf herum. Sie hatte mit dem Unterricht aufgehört, aber ihr Vorspielprogramm trotzdem mehrmals pro Woche geübt und sich eingeredet, dass sie irgendwann zur Normalität zurückkehren würde. Doch jetzt wurde ihr schon nach wenigen Minuten klar, dass das Üben nicht hatte verhindern können, dass sie immer mehr nachließ.

Sie würde nicht auf die Musikhochschule gehen. Jetzt nicht mehr.

Ihre Hände flogen über die Tasten, entfernten sich immer mehr von ihrem Programm und improvisierten neue Variationen. Violet schloss die Augen und überließ sich den Klängen.

Nach einer Weile nahm sie ein Geräusch wahr, das von außen in ihre Musikblase eindrang. Abgelenkt zog sie die Hände zurück. Es fiel ihr eigenartig schwer.

Dann öffnete sie die Augen.

Im Zimmer war es stockdunkel.

Als das Geräusch wieder ertönte, blinzelte Violet irritiert. Es war ein seltsam blecherner Laut. Dann leuchteten im Dunkeln zwei glühende Augen auf. Erschrocken schob Violet die Klavierbank zurück und tastete nach ihrem Handy. Als sie gerade Luft holte, um zu schreien, kam unter der Klavierbank ein roter Wollfaden hervor.

»Ach, du bist's!« Violet atmete auf.

Die Katze gab wieder diese sonderbaren Laute von sich, die sich wie eine Miniaturkettensäge anhörten, und schmiegte sich an die Klavierbank. Dann zwickte sie Violet in den Knöchel.

Violet fluchte und zog die Füße auf die Bank. Erst jetzt entdeckte sie endlich ihr Handy auf dem Notenpult, doch als die Anzeige aufflackerte, bekam sie einen Schreck.

Dem Gefühl nach hatte sie bloß zehn Minuten gespielt, höchstens zwanzig, aber laut Display hatte sie fast vier Stunden am Klavier verbracht. Auch früher schon hatte sie ab und zu während des Spielens die Zeit vergessen, aber doch nicht so.

Rasch stand sie auf und ging zur Tür.

Das Unbehagen verflog auch dann nicht, als sie wieder in ihrem Zimmer war. Es war viel größer als das in Ossining. Die Wände waren nicht tapeziert, sodass das Ziegelmauerwerk freilag, und das Himmelbett hätte aus einem Museum stammen können. Auch hier gab es zahlreiche ausgestopfte Tiere. Violet trug eine gruselige Krähe und einen Rehkopf ins Nebenzimmer, wobei sie komischerweise den Drang verspürte, sich bei ihnen zu entschuldigen.

Als sie wieder zurückkam, fiel ihr Blick auf die Kistenpyramide an der Wand. Auf jeder Kiste stand in großen schwarzen Buchstaben: ROSIE.

An dem Abend, bevor Juniper Rosies Zimmer für den Umzug ausgeräumt hatte, hatte Violet den Raum zum ersten Mal seit dem Unfall wieder betreten. Sie hatte die Regale, den Nachttisch, die Wäschekommode und den Schrank gründlich durchsucht und die Geheimnisse ihrer Schwester verschwinden lassen: die halb leere Whiskyflasche unter der Matratze, die Dessous unter den T-Shirts, die Liebesbriefe von Elise in der Jackentasche. Es hatte eine volle Stunde gedauert, Rosie von dem Menschen, der sie in Wahrheit gewesen war, in die Tochter zu verwandeln, die ihre Mutter sich gewünscht hatte. Als Violet fertig war, hatte sie sich mit einem schlechten Geschmack im Mund auf dem eigenen Bett

zusammengerollt.

Die Kisten waren das Ergebnis der Pack-Orgie ihrer Mutter – das bunte, aber geschmackvolle Porträt eines Mädchens, das künstlerisch veranlagt, aber trotzdem gut erzogen gewesen war, eher Monet als van Gogh. Violets Blick wanderte von dem Kistenstapel zu dem Gemälde, das darüber an der Wand hing.

Es stammte aus Rosies Mappe und war ein abstraktes Porträt, das Violet darstellen sollte. Wenn man im richtigen Winkel draufschaute, gerieten die verwischten Farbkleckse in Bewegung. Rosie hatte vier solcher Porträts gemalt: von jedem Familienmitglied eins, obwohl ihr Vater schon lange tot war. Diesen Bildern hatte sie es auch zu verdanken, dass sie gleich von drei angesehenen Kunsthochschulen angenommen worden war. »Seelenporträts« hatte sie ihre Werke genannt, und obwohl Violet ihre Schwester wegen ihrer Esoterik-Neigungen aufgezogen hatte, konnte sie nicht ganz leugnen, dass die Bezeichnung treffend war.

Alle anderen Sachen von Rosie mochten eine Lüge sein – Violets Seelenporträt nicht. Violet ging näher heran und ihr Unbehagen ließ nach, als sie die vertrauten Pinselstriche betrachtete.

Sie fuhr mit den Fingerkuppen darüber, dann zog sie die Vorhänge zu. Die schwarzen Silhouetten der Bäume vor dem Haus sahen im Mondlicht wie eine Reihe schiefer Zähne aus.

3

Harper Carlisle absolvierte eine geschmeidige Abfolge von Paraden und Riposten. Als sie ihre Beinarbeit beschleunigte, grub sie die nackten Zehen in den Boden. Sie stellte sich die Bestie im Grau vor – ein dürres, gesichtsloses Gerippe – und stieß zu. Das vergilbte Spitzennachthemd bauschte sich um ihre Knie, als sie der imaginären Kreatur die Klinge in die Brust rammte.

Dabei wusste sie gar nicht, wie das Ungeheuer aussah. Kein Lebender wusste das.

Harper wusste aber, wie es sich anhörte. Kaum ein Tag verging, an dem sie die Erinnerung an die blecherne Stimme nicht heimsuchte.

Es wurde allmählich hell, aber sie war schon seit drei Uhr wach und übte hinter ihrem Elternhaus Fechten. Ringsum duckten sich Tierskulpturen ins welke Gras – ein rötlich braunes Publikum. Diese Skulpturen waren das, was noch am ehesten als Familienerbe der Carlises gelten konnte. Manche waren aus Lehm modellierte Hüter und dienten den Carlises als zusätzliche Augen und Ohren – andere, wie zum Beispiel die Rehe, waren einst lebendige Tiere gewesen, bis sie ein Carlisle in steinerne Wächter verwandelt hatte, die sich durch bloße Berührung dem Willen des Besitzers unterwarfen.

Allerdings war es lange her, dass es in Four Keys einen so mächtigen Carlisle gegeben hatte.

»Gewonnen!«, sagte Harper halblaut und im selben Augenblick ertönte der Weckton ihres Handys, das sie zwischen die Ohren einer Rehsulptur geklemmt hatte. Sie nahm den Degen mit ins Haus, auch wenn sie dann die Türklinke mit dem Armstumpf herunterdrücken musste. Der Verlust ihrer linken Hand hatte ihren Fechtstil völlig verändert, ebenso ihr Gleichgewicht und ihre Beinarbeit – überhaupt die ganze Art, wie sie sich bewegte –, doch das Selbstvertrauen, das Harper durchströmte, sobald sie einen Degen in der Hand hielt, war dadurch kein bisschen beeinträchtigt worden.

Mit einer Klinge in der Hand war der Gedanke an den ersten Schultag nach den Ferien gleich weniger beängstigend.

Harper putzte sich die Schuhe ab und durchquerte geräuschlos das Haus. Nur einmal blieb sie kurz stehen, um den Degen widerstrebend auf seinen Ehrenplatz über dem Kamin zu hängen. Vielleicht war es übertrieben, so früh aufzustehen und Fechten zu üben, aber ihre Familie bestand aus acht Mitgliedern, die alle furchtbar neugierig waren, sogar das Baby. Und niemand ahnte, dass Harper nach dem Unfall weitertrainierte.

Damit das auch so blieb, war Harper zu drastischen Maßnahmen bereit. Außerdem hatte sie seit dem Tag, an dem sie ihre linke Hand verloren hatte, ohnehin nicht mehr viel geschlafen.

Seit dem Tag, an dem sie im Grau gelandet war.

Noch drei Jahre danach träumte Harper immer wieder davon, wie der See über ihrem Kopf zusammenschlug. Wie sie an einem Ort wieder aufgetaucht war, an dem sie nicht richtig Luft bekam, wie ihr Unterarm am Flussufer wie mürbes Gestein zerbröckelt war. Sie befand sich in einem Wald, zumindest sah es danach aus, aber die Bäume glichen knorrigen Gerippen und standen geduckt unter einem unbewegten Himmel, der wie gesplitterter Stahl aussah.

Im Grau gab es keine Farben. Nur Harpers Blut hatte hellrot geleuchtet.

Harper erschauerte, verscheuchte die Erinnerung und widmete sich wieder ihrer Morgenroutine.

Als um sechs Uhr der Wecker ihrer Eltern klingelte, war Harper längst angezogen. Sie hatte es aufgegeben, ihre hüftlangen dunklen Locken zu frisieren, aber dafür ihren Lidstrich perfekt nachgezogen. Die nächste halbe Stunde verbrachte sie damit, Brett und Nora aus dem Bett zu holen und für die Schule fertig zu machen, ohne dabei über die Schnur von Mitzis Glätteisen zu fallen.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte Harper. Mitzi saß an ihrer Frisierkommode und flocht sich ihr Gründermedaillon in die roten Haare.

»Geh lieber Seth wecken.« Mitzi legte den Kopf schief und bewunderte den Glasanhänger. »Ich bin beschäftigt.«

»Damit, dich anzuglotzen?« Harper konnte die Eifersucht in ihrem Ton nicht unterdrücken. Sie hatte sich ihr Medaillon nicht verdient und musste sich mit einem schlichten Steinanhänger begnügen.

Mitzis Miene in dem verschmierten Spiegel war eine Mischung aus Selbstgefälligkeit und Mitleid. »Kann ich was dafür?«

»Lass mich!«, wehrte Nora ab und zwängte sich in zwei verschiedene Schuhe. »Kann ich alleine!«

»Du weißt aber schon, dass die nicht zusammenpassen?« Harper lachte. Noras grenzenlose Energie hatte schon viele Babysitter zum Aufgeben gebracht, aber Harper fand ihre kleine Schwester toll.

Nora zog einen Flunsch. »Mir gefällt's so.«

Ehe Harper etwas erwidern konnte, ging die Tür zu ihrem Zimmer auf und an der Schwelle stand ihr Vater, Maurice Carlisle. Auf seinem Arm quengelte der kleine Olly.

»Kommt frühstücken, Kinder«, wandte sich Maurice an Brett und Nora. »Es gibt Pfannkuchen.«